

SWR2 Wissen: Aula

Warum wird das Deutsche immer englischer?

Von Peter Littger

Sendung vom: Donnerstag (Fronleichnam), 16. Juni 2022, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2022

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT:

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Warum wird das Deutsche immer englischer?“ Und wenn ja, ist das ein Problem? Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Immer mehr Wörter aus dem Englischen wandern offensiv in unsere Sprache hinein, und teilweise verdrängen sie alte Begriffe. „Coffee to go“ ist eine sehr beliebte Wendung geworden, Laptop ist schon ein Klassiker, ebenso wie Stand-by. Frisch sind noch das „Homeoffice“ und der „Remote-Modus“.

Wird das Englische unsere neue Muttersprache? Antworten gibt der Journalist Peter Littger. Sein neues Buch zum Thema heißt „Hello in the round – Der Trouble mit unserem Englisch und wie man ihn shootet“, erschienen im Beck-Verlag.

Peter Littger:

Die Anglisierung des modernen Deutsch ist ein langsamer Prozess, der vor ungefähr 200 Jahren begann und der sich seit 1945 massiv beschleunigt hat. Die Vermischung der Sprachen ist heute in beinahe allen Lebensbereichen augenfällig – also längst nicht nur im Angesicht von Consultants und Coaches, Shop Attendants und Customer Agents, Chief Rainmaking Officers oder Online Marketing Rockstars, die mich manchmal zwingen, auf Durchzug zu stellen, wenn mir ihr sprachlicher Mischmasch zu viel wird. Oder soll ich mishmash sagen, wie es im Oxford English Dictionary steht? Es deutet auf die enge Verwandtschaft des Deutschen und des Englischen, und ich möchte vorwegnehmen, dass sie für unsere sprachliche Wirklichkeit von großer Bedeutung ist.

Dabei ist mir bewusst, dass sich andere Sprachgemeinschaften dieselben Fragen stellen. Überall auf der Erde ist man mit dem Einfluss des Englischen beschäftigt – sofern man nicht gerade schläft oder im Koma liegt. Selbst der digitale Halbschlaf, die selbstgewählte Abwesenheit, wird wahrscheinlich bereits von Milliarden Menschen per Sleep, Mute oder Do not disturb-Funktion hergestellt.

Die Voraussetzung für jeden sprachlichen Einfluss bilden – wie immer – Wörter: sehr viele englische und scheinbar englische Wörter, die in den Text unseres Lebens gestrickt sind, wie die goldenen Fäden in einem Kleid oder wie das bunte Muster in einer Tapete. Würde man ihre Anteile aus der deutschen Sprache entfernen, hätte man nicht mehr als einen zerfaserten und kaum belastbaren Löcherteppich.

Denken Sie nur an die lange Liste der Begriffe, die wir uns seit Beginn der Coronakrise angeeignet haben und die im deutschsprachigen Raum zuvor fast niemand kannte oder benutzt hätte: Lockdown, Superspreader und irgendeine Art von Distancing, zuerst social, dann nur noch physical – dem man mit Elbowing, Footshaking, aber bloß nicht mehr mit dem Handshake begegnen sollte. Zwischendurch war viel von Homeschooling die Rede, von Flattening the Curve, von Covidioten und von Languishing, einer Art demotivierter Chillerei. Dann sprachen auf einmal alle vom Boostern und von Prepping – womit man sich dann gleich und im

wahrsten Sinne des Wortes auf die nächste Krise vorbereiten konnte – dem Krieg in der Ukraine. Seit Ende Februar ist auf einmal der operative militärische Jargon der NATO populär: Battlegroups, Fire and Forget Weapons, Tripwire, Air Policing und immer wieder: Hybrid Warfare – die hybride Kriegsführung. Dazu kamen originelle neuartige Begriffe wie Doomscrolling – der andauernde Konsum schrecklicher Endzeitnachrichten. Oder Lawfare – der Versuch mit juristischen Mitteln Krieg zu führen.

Eine andere, noch viel längere Liste englischer Entlehnungen habe ich mir aus den politischen Programmen notiert, die unsere Parteien turnusmäßig vorlegen. Das mag im Fall der FDP wenig überraschen, die mit Slogans wie „mental health“ oder „Digital first, Bedenken second“ Wahlkampf macht und schon seit langem erscheint wie eine Freie Denglische Partei. Mit mehr als 60 Anglizismen, von der easy tax bis zum smart farming, von e-health bis geo engineering – was immer das bedeuten mag – warf die FDP im vergangenen Wahlkampf den meisten englischsprachigen Politikjargon in den Ring – selbst wenn manches in den USA oder in Großbritannien nicht verständlich wäre, etwa die Forderung nach mehr „Topsharing“, was nach dem Tausch von Oberbekleidung klingt, nicht nach einem Programm für Führungskräfte.

Die Grünen, die so etwas wie Boring Banking, Gig Working, Community Based Learning oder Diversity Budgeting forderten, brachten zwar nur 30 Begriffe ein, aber wirkten etwas sattelfester im internationalen Policymaking Speak. Und obwohl die Wortwahl und der Sound von CDU, SPD und Linke insgesamt zurückhaltender waren, kleideten auch sie einige ihrer zentralen politischen Forderungen in die englische Sprache – nicht zuletzt das Homeoffice, einer der wohl populärsten Anglizismen der letzten Jahre.

All diese ersten Beispiele bestärken mich in der Überzeugung, dass wir gegenwärtig einen sprachlichen Wandel erleben, der das Deutsche noch englischer macht, als es ohnehin schon ist. Das kann freilich nicht bedeuten, dass wir uns dadurch in Zukunft ohne Missverständnisse durch die große weite, englischsprachige Welt bewegen werden. Aber es bedeutet mit Sicherheit, dass es in unserem eigenen Sprachraum ohne Englischkenntnisse immer häufiger zu Missverständnissen und zu Unverständnis kommen wird. Denn wenn sich die Welt schneller dreht, als wir dichten können, hinken wir hinterher und haben die Fear of Missing out – im Hacker Slang auch fomo genannt. Die Soziologie würde in dieser Situation fehlende Anschlussfähigkeit attestieren – und jeder Mensch würde das Bedürfnis und die Bereitschaft entwickeln, auch fremde Begriffe zu übernehmen, um den verlorenen Anschluss wiederzufinden.

Beispiele aus den vergangenen Jahren und Jahrzehnten waren so natürlich wie Aquaplaning, so eitel wie Bodybuilding, so unterhaltsam wie Comedy, so sportlich wie Dribbling, so unverzichtbar wie E-Mails oder überflüssig wie Fake News. Die Reihe könnten wir lange fortsetzen – und würden dabei feststellen, dass immer mehr fremde Begriffe muttersprachliche Aufgaben übernehmen – selbst, wenn sie so umstritten sind wie Wokeness, so heikel wie Whistleblowing oder so wissenschaftlich wie vielleicht gene-mapping. Die Bedeutungslücken, die solche englischen Wörter füllen, sichern ihnen nicht nur einen festen Platz in unserem Wortschatz, sondern nehmen ihnen rasch das Fremde, vor allem, wenn die deutschsprachigen Versuche

einer Umschreibung viel fremder und komplizierter erscheinen. Oder würden Sie lieber Prallkissen statt Airbag oder Einfügemarke statt Cursor sagen?

Schaut man auf die Entwicklung in reinen Zahlen, ist die Tendenz eindeutig. So eindeutig, dass ich von einem Boom sprechen möchte. Wurden in den Fünfzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts knapp 2.000 englischsprachige Begriffe im deutschen Wortschatz gezählt, ging man während meiner Kindheit im Westen Deutschlands in den Siebziger- und Achtzigerjahren schon von etwas mehr als 10.000 Wörtern aus. Das entsprach damals rund 3 Prozent von ungefähr 450 000 deutschen Wörtern. Inzwischen sprechen Linguisten von knapp 10 Prozent – was einen Anteil von rund 45.000 englischen Wörtern bedeuten würde.

Um allerdings zu bemessen, welchen Anteil Englisch an der deutschen Gegenwartssprache hat und welchen Einfluss es noch gewinnen könnte, reicht es nicht, aus Wörter zu zählen – und sich womöglich über das Ergebnis zu empören

Eine Untersuchung deutscher Autowerbungen ergab vor ungefähr zehn Jahren, dass bis zu 30 Prozent, also beinahe jedes dritte Wort, Englisch oder englischen Ursprungs seien. Überrascht hat es mich nicht kaum. Schließlich spielt die englische Sprache im Automobilsektor seit langem eine ähnlich große Rolle wie in der Luft- und Schifffahrt – von der Raumfahrt ganz zu schweigen. Die gute alte km/h-Anzeige ist dafür sinnbildlich: Das h stand noch nie für unsere Stunde, sondern stets für hour.

Was mich bei der Betrachtung der Zahlen umso mehr verblüfft hat, war der Boom der englischen Sprache in Ostdeutschland. Die Entwicklung war bis 1989 ähnlich wie im Westen, um nicht zu sagen: It was the same story: 1956 zählte der DDR-Duden 347 englische Wörter, 1986 waren es rund 5.000. Einige davon sind bis heute legendär und noch immer gebräuchlich: der Broiler, die Klub Kola, der Dispatcher. Andere wurden in beiden Teilen Deutschlands gängig, aber nirgendwo sonst in der Welt: der Ami. Oder der Twen – der sich vielleicht den Pony schneiden lässt, der trampet oder eine Bowle trinkt.

Diese gemeinsamen Begriffe aus Ost und West verdeutlichen übrigens das Maß an Eigenwille und Kreativität, das wir im Umgang mit der englischen Sprache haben. Es ist das sogenannte Scheinenglisch, das in allen gesellschaftlichen Bereichen eine Rolle spielt – nicht nur im Homeoffice und nicht nur in der FDP.

Kennen Sie zum Beispiel die Geschichte des Keks? Er ist für mich ein Klassiker in der englisch-deutschen Sprachgeschichte – und er ist wie gebacken für eine Radiosendung, in der die Frage diskutiert wird, warum das Deutsche immer englischer wird. Was uns nämlich heute wie ein ganz und gar deutsches Wort erscheint, war einst ein englisches. Als die Redaktion des Duden 1911 Keks zum ersten Mal notierte und damit offiziell in den deutschen Wortschatz aufnahm, hatte die deutschsprachige Bevölkerung im Kaiserreich bereits zwei Jahrzehnte lang Cakes der Marke Bahlsen gefuttert, die vorne mit C geschrieben wurden und sich etwas befremdlich lasen: Kakes. Dabei war es kein Kuchen – cake –, sondern das, was sich Hermann Bahlsen nach einem Aufenthalt in London ausgedacht hatte: Er wollte ein neues, heute würden manche vielleicht sagen, ein innovatives und disruptives product im bakery business. Es sollte die Vorzüge des englischen

Teegebäcks – des tea biscuit – mit der langen Haltbarkeit von Essrationen für Soldaten verbinden.

Vielleicht hatte Herr Bahlsen Sorge, dass seine knabbernden Kunden, die unsere sprachlichen Vorfahren waren, über die Aussprache von biscuits stolpern würden, weil sie B-i-s-k-u-i-t-s geschrieben werden. Vielleicht wusste er selbst nicht besser. Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall sollte sich bald herausstellen, dass ihnen die Aussprache von Cakes auch nicht so leicht von den Lippen ging. Da half es nichts, dass Hermann Bahlsen 1891 gleich seine gesamte Firma danach benannt hatte: die „Hannoversche Cakes Fabrik“. Weil er es verstand, seiner Kundschaft nach dem Mund zu reden, deutschte er das Wort in der Weise ein, in der wir es heute kennen: Keks – was streng genommen immer mehrere sind, so dass es einen Keks gar nicht geben kann – doch das nur am Rande.

Auf jeden Fall war ein neues Wort in der Welt – so wie später auch der Klub mit k statt mit c. Der Streik statt strike. Oder wie fluffig, das erst neulich dazu gekommen ist und – wie im Duden lernen – vom englischen fluffy stammt, was leicht und luftig bedeutet. Es sind Beispiele, die zu einer Frage einladen, die ich immer wieder höre, und die hier auch hergehört: Wird unser Deutsch überhaupt englischer – oder deutschen wir am Ende nicht sowieso alles ein?

Die Antwort darauf lautet Yes und Nein. Oder Ja und No. Denn schaut man ins schon erwähnte deutsche Wörterbuch, den Duden, und zwar in die digitale Ähdischn, die ja immer up to date sein soll, findet man keinen einzigen Eintrag für Yes – obwohl ich annehmen möchte, dass es wir es alle schon einmal an Stelle von Ja benutzt hat. Selbst auf das Yes Törtchen – mag es auch nicht mehr in sein – gibt es keinen Hinweis. Und wo ich gerade in sage, dieser Anglizismus ist verzeichnet: Das Kleid ist in. Suche ich gleich auch nach out, was man in international verständlichem Englisch niemals sagen würde, finde ich es im Duden ebenfalls: Das Kleid ist out. Auf Englisch wäre es The dress is outmoded, It's out of fashion oder Franglisch: It's passé. Aber nie: The dress is out.

Was ist nun mit No – dem englischen Nein? Für sich alleine steht es genauso wenig im Duden wie yes. Aber die Redaktion führt einige Varianten auf, zum Beispiel das No-go, das es im Englischen nicht als Hauptwort gibt, sondern nur als Adjektiv für unpassend, verboten, tabu oder kaputt. Man sagt: That's no go – das geht nicht, aber nicht: That's a no go. International bekannt ist hingegen die no-go area, die der Duden auch erwähnt. Außerdem finde ich den Point of no Return, das No Name Produkt mit dem deutschen k. Oder No Future als „Schlagwort von Hoffnungslosigkeit“. Der Eintrag No-future-Generation lässt einen unterdessen im Unklaren, ob Dschänna-räischn oder Generation gesagt werden soll.

Falls Sie Schwierigkeiten haben zu folgen – oder darf ich sagen, falls Sie hier „lost“ fühlen, ist das allzu verständlich. Unser „struggle“ mit der englischen Sprache resultiert schon alleine aus den zahlreichen Varianten, die das Englische aufweist – und die nicht zuletzt aus dem Mangel an einer Oberaufsicht und an einer höchsten Instanz entstanden sind – einer heiligen Acadamy also, wie sie für die französische Sprache existiert, oder eine Duden-Redaktion und eine Kultusministerkonferenz, die sich zumindest einbilden, über das Deutsche zu wachen.

Eine der wichtigsten Erkenntnisse über das Englische lautet, dass es davon mehr gibt als eins, weil die Sprache von niemandem kontrolliert wird. Sie gehört gewissermaßen allen – auch uns. Da ist zunächst das British English, wie es in den Dictionaries von Oxford oder Cambridge steht. Die Vorstellung, dass es sich dabei um das korrekte Englisch handelt, ist so falsch wie der Glaube an ein Queen's English. Erst neulich erklärte mir der britische Linguist David Crystal, wie ausgerechnet die Queen ihr Englisch in 70 Jahren weiterentwickelt und immer wieder verändert habe. In derselben Zeit wurde das American English immer dominanter, wenn nicht zu der Weltsprache. David Crystal selbst erfuhr es, als sein Buch „The Cambridge Encyclopedia of the English Language“ mit der amerikanischen, nicht der britischen Schreibweise zum millionenfachen Bestseller wurde. Auch spielen immer mehr Einflüsse von Australian English aus down under eine Rolle. Oder English from India and Pakistan. Und es gibt das berühmte Pidgin-English, denn wie heißt es so schön: Das meistgesprochene Englisch ist Bad English.

Dazu zählt nicht zuletzt unsere bereits erwähnte eigene Variante, die ich auch English made in Germany nenne. Das sind zum einen Abwandlungen und Abweichungen vom internationalen Sprachgebrauch, die wir in Deutschland, in Österreich oder in der Schweiz für verständlich halten. Zu einem typischen Markenzeichen sind in den vergangenen Jahren Begrüßungen wie „Hello together“, „Hello in the round“ geworden. Oder – wie ich es erst wieder vor ein paar Tagen von einem Lufthansa-Kapitän gehört habe: Hello also from my side. Seit den Videocalls der Coronapandemie haben sie Hochkonjunktur, während die internationalen Kollegen bloß „Hello everyone“ sagen würden.

Darüber hinaus fabrizieren wir seit Jahren einen ganz bewussten Nonsense: Now we have the salad. Oder Again what learned. Wie viel sprachliche Verunsicherung der Quatsch erzeugen kann, erlebte ich vor ein paar Jahren, als die Österreichische Raiffeisenbank mit dem Satz „I must to the bank“ Werbung machte. Ich muss zu Bank? Von wegen, musste jeder halbwegs Englisch-Gebildete denken – mich eingeschlossen. Bis mein britischer Freund Joe wissen wollte, ob ich denn nie Shakespeare gelesen hätte. Hamlet sagt: „I must to England.“ Und wenn das so ist, sollten doch auch wir zur Bank müssen ... dürfen.

Dabei kann Hamlets Satz I must to the bank auch als Hinweis auf die bereits erwähnte, gemeinsame Sprachgeschichte dienen, die nicht nur von der Anglisierung des Deutschen handelt, sondern auch von der uralten Germanisierung des Englischen. Erst wenn wir die Sicht auf diese Wurzeln freilegen, können wir endgültig begreifen, was die Sprachen verbindet und warum sich englische Begriffe durch das Deutsche wie ein buntes Muster durch einen Teppich ziehen. Das ist es, was man auf Englisch native nennt – man ist verwoben und verwachsen.

Während auch andere Sprachgemeinschaften ihre Connection zum Englischen ausloten, können wir von einer Sonderbeziehung zum Englischen ausgehen: von einer special relationship. Denn die Anleihen reichen tiefer als die aufregende Oberfläche moderner Anglizismen, die der aufgeregten globalisierten Gesellschaft zum zeitgemäßen Ausdruck verhelfen. Sie gehen weit zurück an die westgermanischen Wurzeln. In Worten ausgedrückt, ist das englische word der beste Anfang, um die Verwandtschaft deutlich zu machen. Ihm folgen mother, father, house, garden, water, fire, beginning oder ending. Zu welchen Missverständnissen

das zugleich führen kann, demonstrieren die Gift-Shops in unseren Städten, die einen leicht vergessen lassen, dass die germanische Bedeutung des Geschenks noch im altmodischen „Mitgift“ steckt.

Auch im einfachen Satzbau liegen starke Ähnlichkeiten zwischen dem Deutschen und dem Englischen: Peter was here. Hang it up. I sit on a barstool. Sogar in der Mehrzahl einziger Wörter deuten sie sich an: man, men, Männer. Foot, feet, Füße

In Zahlen macht der Anteil der alten germanischen Sprache rund 25 Prozent des heutigen Englischs aus. Und wussten Sie, dass unter den hundert meistgebrauchten Wörtern nur eines lateinisch-romanischer Herkunft ist: number.

Der gemeinsame lexikalisch-semantische Urwortschatz und die grammatisch-funktionale Logik hat es uns (und übrigens auch anderen Völkern der westgermanischen Sprachgemeinschaft wie den Niederländern oder den Norwegern) stets leichter gemacht, sich der englischen Sprache zu nähern, mit ihr zu spielen und sie zu variieren – selbst wenn es auf der Bedeutungsebene nicht immer zu einem Ziel führt. Während Spaniern, Japanern oder Russen unsere Verballhornungen wie „English for runaways“ völlig fremd sind – können wir auf einmal sogar einen Sinn darin erkennen, „See you in old freshness“ zu sagen. Es sind Sprachspiele, die der frühkindlichen Spracherziehung mit Reimen, Liedern und viel Lautmalerei ähneln.

Vor dem Hintergrund dieser Geschichte ist es auch wenig verwunderlich, dass wir unsere eigenen Vorstellungen entwickelt haben, was Englisch ist oder sein könnte, wenn wir mal wieder vom Homeoffice, vom Beamer oder vom Telefonjoker sprechen, obwohl ich die letztere Dienstleistung – pseudoenglisch hin oder her – nur empfehlen kann, um eine Fremdsprache zu optimieren.

Ein anderes, mittlerweile mehr als hundert Jahre altes Beispiel, und damit ein pseudoenglischer „Evergreen“, ist übrigens der Sport. Von Australien bis in die USA und den britischen Inseln bis nach Neuseeland sind damit ausschließlich Wettkämpfe einzelner Personen oder Mannschaften gemeint – weshalb englischsprachige Ärzte zu sport and exercise raten. Wir hingegen haben eine Umdeutung vorgenommen, die im deutschen Sprachraum Begriffe wie „Leibesübungen“ oder „körperliche Ertüchtigung“ verdrängt. Damit steht Sport auch für den Kahlschlag und die Verwaisung, die das Englische mitunter im deutschen Wortschatz anrichtet.

Das führt mich zur entscheidenden Frage, warum wir englischen Wörtern oft den Vorrang einräumen und sie gegenüber deutschen bevorzugen. Weil sie nicht bloß Alternativen sind, sondern oft Bedeutungserweiterungen mit sich bringen. Manchmal bringen sie sogar völlig neue Sinngelänge mit. So unterscheidet ein Paketshop von einem Paketgeschäft, dass in ihm nicht in erster Linie mit Paketen als vielmehr mit Dienstleistungen rund ums Paket gehandelt wird.

Außerdem werden gerne die Unschärfen genutzt und gezielt eingesetzt, die mit englischen Begriffen leicht entstehen können. So können bestimmte Aussagen verzerrt und mystifiziert – kurz: abgeduldet werden. Warum jemandem kündigen oder etwas streichen, wenn man es auch canceln kann. Andere Beispiele sind englische Phrasen wie „never mind“, „last but not least“ oder „fair enough“. Statt mit deutschen Sätzen wie „Ihr gutes Recht“, „ich frage Sie jetzt nicht weiter“ oder vielleicht „Sie

Langweiler“, die altbacken, defensiv oder furchtbar offensiv zu klingen, schalten wir auf Englisch und damit auf Einsicht und Welterfahrenheit und sagen: Anyway.

Das wäre dann auch wieder einer jener Momente, in denen die englische Sprache für soziale Distinktion sorgen kann – indem sie einen von denjenigen unterscheidet, die keine Anglizismen verwenden oder die sie nicht einmal verstehen. Dieser Faktor ist in den unterschiedlichsten professionellen Gruppen zu beobachten – unter Managern und Offizieren genauso wie unter Forschern oder Buchautoren. Hier kommt wieder die Anschlussfähigkeit ins Spiel, die die Träger von Wissen nicht nur effizient verbindet, sondern auch ein Ausweis eben jenes Wissens ist.

Was die Anglisierung darüber hinaus beschleunigt, ist der Übergang von einer Phase der ausschließlichen Entlehnungen von Bedeutungen hin zur Übernahme sprachpraktischer Funktionen. Ich nenne es die „Logik des Englischen“.

In der Sprachforschung ist viel darüber diskutiert worden, ob für die globale Ausbreitung der englischen Sprache neben historischen, sozio-politischen, -kulturellen und -ökonomischen Gründen auch sprachimmanente, also eingebaute Vorteile existieren. Der britische Linguist David Crystal hat stets dagegen argumentiert. Im Verhältnis zur deutschen Gegenwartssprache beobachte ich allerdings genau das Gegenteil:

Erstens, kurze Kofferwörter sind in Mode: Aus zwei oder mehr Wörtern wird ein neues. Wir kennen den Brexit (british + exit), Brunch (breakfast + lunch), Smog (smoke + fog). Solche begrifflichen Verdichtungen sind eine englische Spezialität – während wir längst mitmachen, aber traditionell eher Bandwurmörter konstruieren.

Zweitens, Artikel und Geschlechter sind nicht in Mode: Das, was das Deutsche ausmacht, scheint im Englischen nicht zu interessieren: spezifische Artikel und Geschlechtsbezeichnungen. Das gilt für schnöde Wortimporte wie der/die/das Spam, der/das Event, die/das Mail, sowie für sämtliche Begriffe auf -ing, die nur noch den neutralen Artikel das besitzen: das Coaching oder das Windsurfing. Gruppen und Personen können unterdessen ebenfalls auf ein Geschlecht reduziert werden, indem man aus Bürgerinnen und Bürgern Citizens macht, aus Benutzerinnen und Benutzern User (oder Users). Fans und Followers, Kids und Friends sind längst Standard – und es ist erkennen, dass immer mehr folgen werden – weil es die Sprache verschlankt, statt sie mit der Gendersprache auszudehnen.

Drittens: Das Ding mit „ing“. Achten Sie ab sofort darauf: Die Endsilbe mit den drei Buchstaben ist in einer Weise dominant, dass genau genommen gar nicht Englisch, sondern „Inglisch“ gesprochen wird. In allen Wortgruppen kommt -ing vor, als Hauptwort (thing, king), als Pronomen (something), als Prädikat (boring, interesting), als Handlung (boring, interesting) und sogar als Präposition (notwithstanding – „dennoch“). Deutschsprachige Texte kommen kaum noch ohne so ein D-ing aus. Denken Sie nur ans Feeling oder ans Timing, vom Accounting, Budgeting oder Consulting ganz zu schweigen. Diese Wörter entfalten große Wirkung, weil sie eine sprachliche Verdichtung ermöglichen, die wir nicht bilden können. Das liegt zunächst daran, dass sie Handlungen zu Hauptwörtern machen, die wir im Deutschen ausführlicher umschreiben müssten. So bedeutet „Housing“, das ich auch in Parteiprogrammen gefunden habe, „das Bau- und Wohnungswesen“, „die

Unterbringung anderer“ oder „die eigene Wohnung“. Dazu wohnt vielen Ings eine Wertung inne: So ist das Timing nicht irgendein Zeitpunkt, sondern der richtige.

Das alles macht Ing in meinen Augen zum King – und zum vielleicht größten Vorteil der englischen Sprache.

Am Ende möchte ich festhalten, dass sich jede Sprache in einem Spannungsfeld entwickelt: aus Anarchie und Regeln – einem Drang nach Veränderung, der von unten kommt, und einem Widerstand von oben, der wenigstens ein Mindestmaß an Verständigung und Zusammenhalt und Sprache immer auch als Macht- und Kontrollinstrument bewahren möchte.

Für das Englische gilt dabei, dass sich ihr anarchisches Entwicklungsgebiet, die von Programmierern und Entwicklern sogenannte Sandbox, über große Teile der bevölkerten Erde erstreckt und dass ihre Aufsicht in keiner Hauptzentrale organisiert ist. Genau genommen kennt die englische Sprache keine Orthodoxie – nicht einmal im Vereinigten Königreich ist man bemüht, sie vorzugeben. Das führt zu einer Aufnahmebereitschaft und Durchlässigkeit, Vielfalt und wohl auch Gelassenheit, die das Englische überlegen macht – und der wir uns längst angeschlossen haben.

Obwohl ich mich in keiner genaueren Weise mit den physikalischen Regeln „hybrider Antriebe“ auskenne, möchte ich hier die These wagen, dass wir längst zu einem „hybriden Ausdruck“ gelangt sind, der sich zwar nicht in gleichen Teilen aus deutschen und englischen Anteilen speist, aber sich doch in einem wesentlich größeren Maß an der englischen Sprache bedient, als uns bewusst ist.

Analog zu einem „hybriden Antrieb“, werden Deutsch und Englisch gewissermaßen „gepoolt“, um in Kombination miteinander und in Ergänzung zueinander ein Verständnis von der Welt zu schaffen, das die deutsche Sprache alleine nicht mehr leisten kann. In dieser sich entwickelnden Hybridsprache nimmt Deutsch einerseits den riesigen Pool von Bedeutungen und Sinnzusammenhängen – also begriffliche Anleihen und semantisch-lexikalische Aneignungen – in sich auf: Es ist das „Logos des Englischen“. Andererseits werden langsam auch Funktionen und Regeln der englischen Sprache übernommen, die wir schon seit einiger Zeit testen: sprachpraktische Anleihen und grammatikalische Aneignungen, die ich die „Logik des Englischen“ nenne. Sie bildet das Fundament für einen „hybriden Ausdruck“, den wir langsam lernen zu bilden und zu verstehen.

Dass in diesem Prozess auch viele Menschen nicht mitkommen und im eigenen Land drohen abgehängt zu werden, ist ein anderes Thema – eines mit dem sich die längst hybrid kommunizierenden Politiker auseinandersetzen sollten. Laut dem Allensbach Institut ist die Lage in Deutschland gespalten: 35 Millionen Menschen geben an, Englisch „gut“ bis „sehr gut“ zu beherrschen. Denen gegenüber stehen noch 36 Millionen Menschen, die von sich sagen, „wenig bis gar kein Englisch“ zu können.

Unterdessen kann jeder an der Entwicklung der englischen Sprache teilnehmen, die nicht Briten oder US-Amerikanern, sondern uns allen gehört. Den deutschen Supermarktketten Aldi und Lidl ist es zum Beispiel gelungen, in Zeiten des Massenkonsums und einer gewissen schwarmintelligenten Sparwut die Begriffe

discount shop und discount store um einen dritten zu erweitern: War „der Discounter“ bis zu seinem Eintrag ins Oxford English Dictionary Pseudoenglisch „made in Germany“, darf discounter seit 2018 als hochsprachlich gelten.

Selbst wenn nur wenige unserer deutsch-englischen Erfindungen diese internationale Karriere machen werden – sie also wahrscheinlich dem „Handy“, dem „Partnerlook“ oder dem „Minijob“ versagt bleiben –, verdeutlicht das Beispiel, warum unser Deutsch in Zukunft noch englischer sein wird. Weil wir uns sprachlich entwickeln – und uns die englische Sprache Möglichkeiten der Verdichtung, der Effizienz und der Spielerei bietet, die wir im Deutschen bislang nicht hatten.
